

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.

— † Nr. 23. † —

7. Juni 1894.

Inhalt: Zu Gottfried August Bürger's Gedächtniß (gest. 8. Juni 1794). Von Richard Optk. — Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus dem 19. Jahrhundert. Von Georg Winter. — Allerlei Geographisches. Von Alfred Kirchhoff. — Neue Romane. Von Richard Friedrich. — Episches. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zu Gottfried August Bürger's Gedächtniß

(gest. 8. Juni 1794).

Du, der so holde Lieder schuf,
So holde, süße Lieder,
O weckte dich mein lauter Ruf
Aus deinem Grabe wieder!

Noch leben Bürger's Dichtungen tief im Herzen unseres Volkes, aber seine Persönlichkeit ist den meisten ein bloßes Schattenbild. Leicht mag es kommen, daß schließlich auch sein Name in Vergessenheit geräth, wie es das Schicksal des volksthümlichen Sängers von jeher gewesen ist. Und doch! wenn wir Bürger's Dichtung recht verstehen wollen, müssen wir seine Schicksale kennen. Man hat ihn mit Günther verglichen und ihm Unrecht gethan, indem man das bekannte Urtheil Goethe's über jenen ohne weiteres auf ihn übertrug. Er, dem keine sorgliche Erziehung, am wenigsten von seiten der Mutter, innern Halt gegeben hatte, dem auf der Universität Halle der geistreich-leichtfertige Klotz, der bekannte Gegner Lessing's, ein zweifelhafter Führer geworden war, sah sich zu einer Zeit, wo er die Irrungen seiner Jugend nach Kräften wieder gut zu machen strebte, durch die Härte seines Großvaters preisgegeben und in eine Stellung gedrängt, die, an sich für ihn ungeeignet, ihm eine nie versiegende Quelle von Leiden wurde. Durch seine frühzeitige Verheirathung knüpfte er die Maschen dichter, die ihn umgarnten. Sein Unglück wollte, daß ihm in einer jüngern Schwester seiner Frau die Weiblichkeit mit dem bestrickendsten Zauber entgegentrat. Er hat mit beiden Schwestern eine Art Doppellehe geführt, ein zweiter Graf von Gleichen, dessen rührende Geschichte ihm wohlbekannt war, wie er denn auch am Fuße einer Burg gleichen Namens wohnte. Es war die Zeit des Sturms und Drangs; auch in dem Bekannntkreise Bürger's lassen sich ähnliche Herzenskämpfe beobachten. Was wir über Molly, die Geliebte seiner Seele, wissen, spricht zu ihren Gunsten. Bürger selbst weiß zur Entschuldigung seines Frevels nur die unbezwingliche Macht der Liebe anzuführen:

Drum Lieb' ist wol wie Wind im Meer;
Sein Säusen ihr wol hört,
Allein ihr wisset nicht, woher,
Wißt nicht, wohin er fährt.

Als Justizamtmann konnte Bürger, wie er im geeigneten Falle wohl bewies, nicht nur schnell, sondern auch sehr geschickt arbeiten. Auch volkswirtschaftliche Fragen interessirten ihn lebhaft, wie er denn den Nachdruckern den Fehdehandschuh hinwarf, ein Vorstoß, durch den er sich den Dank kommender Geschlechter zu erwerben hoffte. In den gewöhnlichen Geschäften aber war er saumselig. Dieser Hang wurde noch verstärkt durch die andauernde Herzensmattigkeit und zeitweilig durch wirkliche Kränklichkeit, ferner auch durch den Trieb, seine poetischen Fähigkeiten zu entfalten. Allein eben die Werke, die ihm Lob und Ehre erwarben, verursachten ihm auf der andern Seite Mahnungsschreiben und Strafbefehle. Chitauen machten ihm das Leben sauer, ja selbst seine Popularität ward ihm nachtheilig, indem sie seine Versäumnisse übertreibend unter die Leute brachte. Allerlei Projecte wälzt er in seinem Kopfe, nichts läßt er unversucht, um sich aus der Misere zu befreien. Er pachtet ein Gut und lebt als Bauer unter seinen Gänsen und Schafen. Aber er stürzt sich nur tiefer in Schulden. Wenn er nur wenigstens auf und davon könnte in die weite Welt, wie ein Pilger, nach Otaheite oder auf die Insel des Robinson, in süße selige Ruhe und Einsamkeit! Aber wird der Wurm seiner Dual dort sterben? „Was hilft's? Man muß die Zähne zusammenbeißen, die Augen zudrücken und mit zerketzter Stirn vorwärts durch die sperrigen Dornenhefen dringen.“ Endlich ist er der drückendsten Fesseln ledig. An der Universität Göttingen hofft der bei allen Enttäuschungen immer noch zuversichtliche Mann eine bessere Zukunft an der Seite seiner Molly zu finden. Am 27. Juni 1785 ihm angetraut, stirbt sie schon am 9. Januar 1786 nach

der Geburt eines Kindes. Sinn- und gedankenlos starrt der Schweregeprüfte in die Nacht seines Verhängnisses. Den Rest seines Lebens will er der Verherrlichung der einzig Geliebten weihen. Er hat herrliche Lieder zu ihrem Preis gesungen. Doch verliert er mehr und mehr seinen Halt. Auch scheint es, als ob das Schicksal wieder seine Arme nach ihm ausstreckte. Warum mußte jenes verhängnisvolle Gedicht der Elise Hahn wider deren Willen in die Oeffentlichkeit dringen und Bürger zugesandt werden? Warum kam ihr Entschluß, die Werbung auszuschlagen, zu spät zu seiner Kenntniß? Der bedauernswerthe Mann fühlt selbst, daß die Zeit des Lenzes hinter ihm liegt. Aber die blendende Hoffnung, doch noch das widerstrebende Glück zu umfassen, macht ihn, wie er selbst einsieht, zum Thoren. Die unglückliche Ehe mit jener buhlerischen Circe führte zur Katastrophe im Drama seines Lebens. Von nun an ist er nur noch ein Schatten seiner selbst. Auch die Dichtkunst hat schließlich den Reiz für ihn verloren, wie auch für Goedingk, der, hingerissen durch die Weltereignisse, dem Freunde zuruft: „O wie viel Stoff zum Denken und zum Empfinden gibt unsere Zeit!“ Seit Anfang 1793 hat sich Bürger in eine „politische Kannengießerbude“ — Girtanner's politische Annalen — verdingen. Das „Profitchen“ schmeckt sehr gut, wenn auch Ehre für ihn nicht dabei zu gewinnen ist. Wohl fühlt er sich noch bisweilen jugendlich wie ehemals, aber im Januar 1794 sieht er sein Ende nahen. Wie gern hätte er seine Verbindlichkeiten alle vorher geregelt; „denn es stirbt sich doch ohne Schulden unstreitig weit leichter als mit Schulden“. Am 8. Juni 1794 verschied der Vereinsamte. Phantasie und Herz haben ihm, wie er selbst sagt, manchen tollen Streich gespielt, die in ihm wohnende Kraft hat ihn zu manchem falschen Schritte verleitet. Aber an seiner Redlichkeit ist kein Zweifel. Dies beweist vor allem die Thatsache, daß so viele brave Männer trotz seiner sprichwörtlichen Saumseligkeit im Brieffschreiben ihm treue Liebe bis zum Tode bewahrten. Den Dr. honoris causa und den Titel eines außerordentlichen Professors hatte ihm die göttinger Universität verliehen. Die sehnlich erwünschte und zuletzt auch erbetene Besoldung blieb aus. Nur ein Gnadengeschenk wurde ihm kurz vor seinem Tode bewilligt.

Wie larg ist die verkehrte Welt
Für ein Genie mit ihren Gaben!

Diese seine Worte sollten sich auch an ihm erfüllen. Angesichts seines eigenen scheinbaren Abfalls von der Poesie fragen wir: Hat der Erfolg die gebrachten schweren Opfer gelohnt?

In die Zeit seiner göttinger Studien fällt die Blüte des Hainbundes. Bürger kannte die Mitglieder alle, gehörte aber nie mit zu ihrer engern Verbindung. Auch ihn sehen wir zuerst im Banne der antikisirenden und franzoselnden Dichtung. Ein Hauptstück der ersten Zeit ist das nach Bernard's „Hameau“ gearbeitete „Dörfschen“, für das Gleim so begeistert ist. „Nur noch drehe solcher Gedichte — schreibt er — so wollt' ich sauber sie drucken

lassen, sie dem König, der die Bernards, Gresslets und die Vernis so gern liest, zu lesen geben, und wenn er dann nicht zu den deutschen Musen bekehret würde, so wollt' ich den deutschen König für die deutschen Musen einzunehmen in meinem Leben nicht wieder versuchen.“ Zu der antikisirenden Richtung ist sein Hauptwerk die „Nachtfeier der Venus“, eine freie Verdeutschung des „Per-vigilium Venëris“. Mit seinen Minneliedern schlägt er heimatische Töne an. Aber schon mißhagt ihm das artige Tirelire von Kleinigkeiten von Tag zu Tag mehr. Seine bisherige tänzelnde Dichtung ist ihm gar zu sehr von allen moralischen Sentiments entblößt. Die Poesie verliert dadurch ihr erhabenes Amt, Lehrerin der Menschen zu sein. Epische und dramatische Werke scheinen ihm beinahe allein Gedichte, das übrige nur Verse zu sein. Während er mit „Lenore“ beschäftigt ist, dringen Herder's Ideen auf ihn ein. Der Ton der „Nachtfeier“ ist ihm schon ganz fremd geworden. „O Voie, Voie — ruft er — welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herder's Lehre einigermaßen entsprechen.“ Als er nun vollends den „Göy von Verlichingen“ erhält, kann er sich vor Enthusiasmus kaum lassen. Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held tritt der Verfasser den elenden Regeln-Codex unter die Füße und stellt uns ein ganzes Ebenement; mit Leben und Odem bis in seine kleinsten Adern befeelt, vor Augen. . . . Alle Werke Voltaire's und Corneille's will er, wenn es nöthig wäre, darum verkaufen. „Corneille! armseliger Bel zu Babel! Wer mag wol solch leimenem Gözen Ehre erweisen?“ — Die Lektüre des „Göy“ hat ihn zu drei neuen Strophen der „Lenore“ begeistert. Nichts weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser Göy in seiner ist:

Wie slog, was rund der Mond besahen,
Wie slog es in die Ferne!
Wie slogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne!

„Ist ein Pitt“, fragt er, „wo einem deucht, daß das ganze Firmament mit allen Sternen oben überhin fliegt, nicht eine Shakespeare'sche Idee?“ Schon jetzt nennt er sich im Scherz den Schingis Khan, d. i. den großen Khan der Wallade. Er fühlt sich gekränkt, als ihn jemand einen nicht unglücklichen Nachahmer Jacobi's genannt hat. „Bieber ein unerträgliches Original als ein glücklicher Nachahmer von einem, und wenn es selbst Summus Klopstock wäre!“ Der Ruhm der „Lenore“ war groß. Alle Urtheilsfähigen, vor allen Goethe, waren begeistert. Selbst Männer lernten sie auswendig, die jungen Weiber wurden bleich dabei; am Spieltische zogen die Damen den Almanach aus der Tasche und lasen die „Lenore“ laut.

So mancherlei Entwürfe erfüllten des Dichters Geist, keiner aber arbeitete, wie er selbst gesteht, ihn so ab als

der „Wilde Jäger“. Er hat nun einmal seinen Eigensinn darauf gesetzt, die ihm mögliche darstellende Kraft hineinzuzeigen. Denn die Nachbildung der Kunst muß . . . die nämlichen Eindrücke machen wie das Vorbild der Natur. „Je länger und je mehr ich“, schreibt er, „dran arbeite, je höher steigt mein Ideal von der lebenden und webenden episch-lyrischen Poesie. Wenn ich's erreiche, so wird hinfort Venore nur mein Mond, dies aber meine Sonne sein.“ Bürger arbeitete in der Regel langsam und verdaulich auch wol manches durch allzu viel Feile. Er wendet die bekanntesten Worte Lessing's vom Herauspressen jeden Tropfens auf sich selbst an. Aber der naheende Frühling des Jahres 1776 weckte seine Kraft wieder. Goldene Zeiten sah er kommen. An einem ruhigen Tage warf er das lange Gedicht „Lenardo und Blandine“, die Königin seiner Romanzen, aufs Papier. Herder war „sehr voll davon“, und Boie nannte es Bürger's Meisterstück. Bald wogen wieder neue Balladen im Meer seiner Phantasie. Alle seine poetischen Ideen verromanziren und verballadiren sich. Doch sollen seine Venoren, seine Lenardos nur eine Vorbereitung sein zu dem, was ihm immer heller sich aufklärt, einem größern volksmäßigen Gedicht. Es wird ihm immer gewisser, daß wahre Poesie für jedermann ist. Noch eine Zeit lang will er sich mit der Kraft Homer's, Ossian's und Ariost's nähren. Insbesondere lernt er in Homer mehr und mehr den „göttlichen Vater der Dichter“ kennen. Bekannt ist, daß er wegen seiner Homer-Uebersetzung in Jamben in eine Fehde gerieth. Mit Fr. L. Stolberg, ja mit Klopstock trat er in die Schranken. „Anche io son pittore“ ruft er. Schon kocht in ihm das: aut vincere aut mori. Sein Köcher raffelt goldener Pfeile voll.

Zu den ausländischen Werken, aus denen Bürger seine dichterische Kraft zog, gehören auch die alten englischen Balladen, die ihm in Percy's Sammlung zugänglich wurden. Er lebt und webt in den „Reliques“. Sie sind seine „Morgens- und Abendandacht“. Kein poetisches Buch ist seinem Geist so verwandt als dies. Er bindet sich nicht ängstlich an seine Vorbilder, sondern weiß daraus, wie in dem unverwüthlichen „Kaiser und Abt“ ein ganz anderes Bild für das gegenwärtige Zeitalter zu abstrahiren. Wonne durchschauert sein Herz aber auch beim Klange der alten deutschen Volkslieder. Er staunt, was sich alles aus dem alten Zeug, so albern es einem auch anfangs vorkomme, herausstudiren lasse. Er gedenkt diese Lieder zu sammeln, und glaubt, eine solche Sammlung solle den „Reliques“ nichts nachgeben. Oft geräth er über seine Muttersprache, der er verloren gegangene Wörter wieder zu gewinnen sucht, in Entzücken, manchmal aber auch in Verdruß und Verzweiflung. Denn „sie ist eine herrliche Sprache, aber bei Gott! sie erfordert wie das Schwert Karl's des Großen eine Faust“. Herder, der Herold der Volkspoesie, billigte Bürger's dichterische Absichten vollkommen. Er hoffte, dieser werde dem Vaterlande einst einen deutschen Helden- oder Thatensang voll aller Kraft

geben. Denn „er kann ihn geben, seine Romanzen, Lieder, selbst sein verdeutschter Homer ist voll dieser Accente, und bei allen Völkern ist Epöde und selbst Drama nur aus Volkserzählung, Romanze und Lied geworden“. Zu diesem Volksepos ist Bürger ebenso wenig gekommen wie zu vielem andern, was er plante, unter anderm einer bürgerlichen Tragödie. Alles, was die Natur in Schrecken setzen kann, sollte darin angebracht werden. Sein Augenmerk war dabei dasselbe wie bei der Ballade und dem Volksliede, daß sie nämlich eben die Wirkung in der hölzernen Bude bei der Dorfschenke als auf dem Hoftheater thue. Wagner behandelte dann in der „Kindermörderin“ das Bürger vorschwebende Thema, und auch Lenz hatte in seinen „Soldaten“ viele Situationen „ordentlich aus Bürger's Seele abgeschrieben“. Dieser, der jenes Thema in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ im Anschluß an einen Criminalfall behandelt hat, gesteht selbst, daß er in deutschen Schauspielen schlecht belesen ist, und vermißt die Gelegenheit, ein gutes Theater öfter zu besuchen. Die Bearbeitung Shakespeare'scher Scenen betrachtete er als die beste Vorarbeit für ein eigenes Theaterstück. Dramatische Neigungen befundet er übrigens auch in seinen dialogisch angelegten Balladen, z. B. der „Venore“.

Wir sehen also, die Hauptabsicht Bürger's war auf Wahrheit und auf Volksthümlichkeit zunächst in engerm, aber auch in weiterm Sinne gerichtet. Alles andere ist ihm Schulpfuscherei, Prachtgetlingel, nachgemachtes Zeug. Unter den Mißstrebenden gefällt ihm besonders Boß in seinen Idyllen. „Wie so gar herrlich weiß er doch das Detail seines Sujets . . . aufzudecken und darzustellen! Wie weiß er sich der Meinungen und Begriffe des Volks zu bemächtigen!“ Schon längst hat Bürger erkannt, daß die Poetik einer strengen Revision bedarf. „Daß doch die Menschenfinder“, klagt er, „den Künsteleien zu sehr nachlaufen! Mein einziges Dichten und Trachten dagegen ist, alles auf die erste, ursprünglichste Simplicität zurückzuführen. Wenn meine Werke einiges Leben behalten, so habe ich es bloß diesem Studio zu danken.“ Er will nichts wissen von den „hochfliegenden lyrischen Papierdrachen“ und erstrebt eine Composition, welche den Christenmenschen auf Erden faßlich ist, mit der aber auch die „Herren Uranier“ zufrieden sein können. Seine Weise ist, von menschlichen Dingen menschlich zu reden. „In der Poesie muß trotz aller Erhabenheit und Göttlichkeit dennoch alles sinnlich, faßlich und anschaulich sein.“ Er ist sich dessen bewußt, daß er mit diesen Gedanken eine Urkunde in das Archiv seines Zeitalters für die Nachwelt niederlegt.

Es entging Bürger nicht, daß in seinen Gedichten nicht alles dem Ideal entsprach, das er selbst aufgestellt hatte. Die Rücksicht auf den leidigen Gelderwerb veranlaßte ihn indeß, auch in die zweite Ausgabe seiner Gedichte (1789) manches aufzunehmen, was besser weggeblieben wäre. Von der Verpflichtung äußerer Correctheit war er im innersten überzeugt. Er sah wohl ein, was er verloren hatte

damit, daß er nicht gleich von Anfang an den „rüstigen Ruben“ Goethe neben sich gehabt hatte und ihn nicht weiter neben sich haben konnte. Schmerzlich vermißte er in seinen engen Kreisen ferner die Kenntniß der großen Welt. Was Schiller zunächst an seinen Gedichten tabelt, trifft den Menschen Bürger selbst. Sein Wesen hatte allerdings nicht die Läuterung erfahren, daß nicht Spuren seiner Derbheit oft noch seinen Erzeugnissen anhafteten. Weniger einleuchtend erscheint, was Schiller über den Mangel der erforderlichen Allgemeinheit in gewissen Gedichten Bürger's bemerkt. Uebrigens erkennt er einige

Gruppen seiner Dichtungen bedingungslos an. „Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hr. B. zuworthun wird.“ Auch die Sonette nennt er Muster in ihrer Art, „die sich auf den Lippen des Declamators in Gesang verwandeln“. Aus ihnen spricht auch ein zartes Gemüth und ein edler Geist:

Denn nur der bewegt leicht die Herzen,
Welchem selbst ein Herz im Busen schlägt.

Atajard Opitz.

Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus dem 19. Jahrhundert.

Das letzte Jahr hat uns drei ihrem Wesen nach sehr verschiedenartige, aber in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß des geschichtlichen Lebens in unserm Jahrhundert nach seinen verschiedenen Richtungen hin gleich werthvolle Veröffentlichungen memoirenartigen Charakters gebracht, welche jede in ihrer Art einen mehr oder minder authentischen Werth in Anspruch nehmen dürfen. Zwei von ihnen haben, literarisch-wissenschaftlich und politisch zugleich, einen allgemeinen Werth für das gesammte geistige Leben unserer Zeit, die dritte beschäftigt sich speciell mit den Schicksalen eines der in unserm Jahrhundert zu selbständigem nationalen Leben erwachten, eben dieser Jugendliebe wegen sehr interessanten Donauvölker, mit Rumänien.

Wir beginnen mit dem Werke, welches wegen der Persönlichkeiten, von denen es ausgeht und mit denen es sich beschäftigt, wie wegen seines Inhalts am meisten auf Theilnahme in den weitesten Kreisen unseres Volkes rechnen kann.

1. Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldt's. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldt's und seiner Kinder. 1791—1887. Berlin, C. S. Mittler u. Sohn. 1893. Gr. 8. 10 M.

Dieses Werk führt uns in ungemein lebendiger und anziehender Weise mitten in den geistig hochstehenden und in hohem Maße angeregten Familienkreis Wilhelm von Humboldt's ein. Es beruht auf den zumeist in vollem Wortlaute mitgetheilten zahlreichen, von inniger Herzenswärme erfüllten und alle literarischen wie persönlichen Interessen der einzelnen Glieder der Familie in schrankenloser Offenheit und Vertraulichkeit berührenden Briefen, welche Wilhelm von Humboldt mit seiner innig verehrten Gemahlin Karoline und mit seinen Kindern, namentlich mit der an den spätern preussischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Heinrich von Bülow, vermählten Tochter Gabriele, gewechselt hat. Alle diese Briefe sind noch in einer Zeit entstanden, in der geistig hervorragende Menschen in ganz anderm Maße als in unserer Schnelllebenden und viel, aber kurz correspondirenden Zeit

ihr ganzes inneres geistiges Leben in ihren eingehenden Briefen an die ihnen nahestehenden Menschen wieder spiegeln ließen. Sie eröffnen uns infolge dessen ein so reizendes und anmuthendes Bild von dem reichen und gemüthvollen Leben in diesem hervorragenden, durch eine innige Neigung seiner einzelnen Glieder untereinander verbundenen Familienkreise, daß ihre Lektüre schon vom rein menschlichen, psychologischen Standpunkte aus einen hohen Genuß gewährt. Vergewenwärtigt man sich nun auf der einen Seite die eminente geistige Bedeutung des Mittelpunktes dieses Kreises, Wilhelm von Humboldt's, und zieht dabei in Betracht, daß die einzelnen Glieder der Familie häufig durch lange und interessante Reisen, über die sie sich die eingehendsten Berichte erstatten, voneinander getrennt waren, erwägt man endlich, daß eben infolge jenes besonders innigen und vertrauten Familienlebens diese rückhaltlos offenen und ausführlichen brieflichen Mittheilungen sich auf alle die vielseitigen wissenschaftlichen, literarischen und politischen Interessen aller einzelnen Brieffschreiber erstrecken, so wird man sich eine ungefähre Vorstellung von dem Reichthum, der Mannichfaltigkeit und der inhaltlichen Bedeutung dieser hochinteressanten Veröffentlichung machen können. Anmuthige, in ihren Einzelheiten köstlich ursprüngliche und frische Reiseschilderungen wechseln mit hochinteressanten Berichten über den Umgang mit fast allen Koryphäen der Wissenschaften und Künste, mit denen der Gelehrte und Staatsmann Humboldt in Berührung kam. Die Briefe aus der Zeit, in welcher Humboldt als preussischer Resident in Rom weilte und dort in seinem gastfreien Hause einen Mittelpunkt für alle hervorragenden deutschen Künstler und Gelehrten schuf, werden auf diese Weise zu einer fortlaufenden, unausgesetzten höchsten Interesse in Anspruch nehmenden Chronik des gesammten geistigen Lebens der ewigen Stadt in jener ereignisreichen und fieberhaft erregten Periode (1802—1810). Natürlich fallen dabei hier wie später auch eine Fülle interessanter Streiflichter auf die politischen Ereignisse der Zeit, an denen Humboldt hier als Resident, noch mehr aber später als preu-